

# Beheimatung als Ziel gemeindepädagogischen Handelns?

Zum orientierenden Potenzial eines umstrittenen Begriffs<sup>1</sup>

VON

MICHAEL DOMSGEN

Wirft man einen Blick in die Sachregister gemeindepädagogischer Standardwerke, so sucht man vergebens nach dem Stichwort »Beheimatung«. Weder die gemeindepädagogischen Kompendien<sup>2</sup> noch einschlägige gemeindepädagogische Lehrbücher<sup>3</sup> der letzten Jahrzehnte weisen den Begriff aus. Zumindest als prominentem Suchbegriff scheint ihm noch vor gar nicht so langer Zeit keine große Bedeutung beigemessen worden zu sein. Geändert hat sich das erst vor kurzem, als das inzwischen 15 Jahre alte gemeindepädagogische Lehrbuch in zweiter Auflage auf den Markt kam. Es wurde durchgesehen, erweitert und bibliografisch ergänzt sowie mit einem umfangreicheren Sachregister versehen, in dem sich nun – anders als in der ersten Ausgabe – auch der Beheimatungsbegriff findet.<sup>4</sup> Zwar scheint ihm eine eher marginale Bedeutung zuzukommen, insofern er nicht eigens hervorgehoben und mit einer eigenen Begriffsdefinition und Hintergrundinformationen versehen wird. Aber auffällig ist es schon, dass man diesen Begriff nun im Sachregister findet.

Im Fachdiskurs spielt der Beheimatungsbegriff keine prominente Rolle. Ganz anders sieht es im kirchlichen Alltagsgeschäft aus. Wer beispielsweise auf der Homepage der sächsischen Landeskirche in der Suchfunktion den Begriff »Beheimatung« eingibt, erhält eine Fülle von Suchergebnissen. Besonders interessant sind hier die Stellenausschreibungen. Nicht selten heißt es dabei wörtlich oder auch sinngemäß: »Wir wünschen uns einen Mitarbeiter/eine Mitarbeiterin, der/die mit seinem/ihrer Dienst für eine lebendige Arbeit mit Kindern in unseren Gemeinden Sorge trägt, ebenso einer Beheimatung der Kinder und Familien in Gemeinde und Kirche; der/die ehrenamtlichen Mitarbeiter in der

<sup>1</sup> Vortrag auf dem Gemeindepädagog\*innen Tag am 17. Juni 2020 in Moritzburg unter dem Gesamtthema: »Beheimatung heute – Glauben ermöglichen, gründen, weiten«.

<sup>2</sup> Vgl. G. ADAM/R. LACHMANN (Hg.), Gemeindepädagogisches Kompendium, 1987; G. ADAM/R. LACHMANN (Hg.), Neues Gemeindepädagogisches Kompendium, 2008.

<sup>3</sup> Vgl. Ctt. GRETHLEIN, Gemeindepädagogik, 1994; P. BUBMANN/G. DOYÉ u. a. (Hg.), Gemeindepädagogik, 2019.

<sup>4</sup> BUBMANN/DOYÉ u. a. (s. Anm. 3), 379.

Arbeit mit Kindern unterstützt und Teamarbeit befördert.«<sup>5</sup> Oder: »Erwartet werden der Wille und die Fähigkeit, Kinder im Glauben und der Kirche zu begleiten und zu beheimaten.«<sup>6</sup>

Auffällig ist nun, dass sich mit dem Beheimatungsbegriff ziemlich hohe Ansprüche verbinden. Zumindest scheint es mehr als »nur« »lebendige Arbeit« und »Begleitung« zu sein. Aber so ganz genau kann man das nicht sagen. So ist beispielsweise bei der Ausschreibung der Stelle eines Friedhofsverwalters beziehungsweise einer Friedhofsverwalterin zu lesen, dass die »Mitgliedschaft in einer Gliedkirche der EKD, Beheimatung im christlichen Glauben«<sup>7</sup> erwartet werde. Ob die Beheimatung hier als **Zusatzkriterium** für die Kirchenmitgliedschaft oder als Alternative dazu zu verstehen ist, wird leider nicht ausgeführt.

Mit dem Beheimatungsbegriff scheinen sich besondere Erwartungen zu verbinden, die – ausgesprochen und bisweilen auch unausgesprochen – als Zielperspektiven im Raum stehen, wobei niemand so ganz genau sagt oder vielleicht auch sagen kann, was damit eigentlich genau gemeint ist. Deswegen will ich in einem ersten Schritt den Bedeutungspotenzialen im Beheimatungsbegriff genauer nachgehen, ihn dann theologisch reflektieren, um abschließend nach Konkretisierungen für gemeindepädagogisches Handeln zu fragen.

### *1. Beheimatung – Bedeutungspotenziale in einem schillernden Begriff*

Schaut man sich die Verwendung des Beheimatungsbegriffs im deutschen Wortschatz an, so fällt auf, dass es sich um einen sehr jungen Begriff handelt. Erst im letzten Jahrhundert findet er Verwendung, wobei die Verwendungskurve seit der Jahrtausendwende noch einmal ansteigt.<sup>8</sup> In der Bedeutung dieses Begriffs lassen sich unterschiedliche Schwerpunktsetzungen aufzeigen, denen ich im Folgenden kurz nachgehen und dabei auch auf deren gemeindepädagogische Bedeutung hinweisen will.

<sup>5</sup> Amtsblatt der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 2015, Nr. 5/6, A 65.

<sup>6</sup> Amtsblatt der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 2011, Nr. 21, A 194.

<sup>7</sup> Amtsblatt der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 2014, Nr. 17, A 221.

<sup>8</sup> Vgl. die DWDS-Verlaufskurve auf der Grundlage von Referenz und Zeitungskorpora unter: <https://www.dwds.de/r/plot?view=1&corpus=public&norm=date%2Bclass&smooth=spline&genres=0&grand=1&slice=10&prune=0&window=3&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=1600%3A2018&q1=Beheimatung> (abgerufen am 26.4.2021).

### 1.1. Zur raumbezogenen Dimension: Beheimatung als Ortshandeln

Das Substantiv Beheimatung steht für einen Vorgang, an dessen Ende jemand eine Heimat hat. Die Beheimatung zielt darauf, dass etwas für jemanden zur Heimat wird. Damit wird ein Begriff aufgerufen, der deutlich älter als der Beheimatungsbegriff ist und nach einigen Jahrzehnten der Zurückhaltung nun wieder verstärkt gebraucht wird. Das Wort »Heimat« ist seit dem 15. Jahrhundert nachweisbar und geht auf eine indogermanische Wurzel zurück, die »*liegen*« beziehungsweise »*Ort, an dem man sich niederlässt*«<sup>9</sup> bedeutet. Heimat wurde früher hauptsächlich in juristischen Kontexten, später dann zunehmend in politisch-nationalen Diskursen verwendet. Heute findet er weit darüber hinaus Verwendung. »Zunehmend gerät ›Heimat‹ zum Stimulans, Versprechen und Erklärungsangebot in den Bereichen Lebensstil, Konsum, Sozial und Gesellschaftspolitik.«<sup>10</sup> Wie eingangs ausgeführt, spielt er auch im kirchlichen Raum, hier vor allem im gemeindepädagogischen Bereich eine deutlich wahrnehmbare Rolle. Nicht unwesentlich dafür wird wohl sein, dass Heimat »im Kern als eine vor allem raumbezogen gedachte Größe verstanden« wird, »die identitäre Vertrautheit und Unterscheidbarkeit sichert.«<sup>11</sup> Auf diese Weise lässt er sich problemlos mit der Ortsgemeinde verbinden und zugleich ein Gefühl von Verbundenheit, Zugehörigkeit und Erkennbarkeit mit einspeisen. Beheimatung steht für Räume, die sich eröffnen. Sie hängen mit Orten zusammen, aber auch mit Personen, mit Atmosphären und Motiven. Allerdings sind sie nicht einfach da, vielmehr müssen sie sich einem erschließen. Zudem scheint es nicht selten so zu sein, dass sich erst aus der Ferne Heimat als Heimat darstellt. Als Heimat gilt erst dann etwas, wenn die Erfahrung von Nicht-Heimat gemacht wurde, wenn Menschen an anderen Orten sind, die ihnen nicht vertraut sind und sie in ihrer Selbstwahrnehmung verunsichert werden. Aber auch das kann sich ändern, so dass ehemals Fremdes heimatlich, ja sogar zur Heimat werden kann. Zugleich können Menschen auch ihre Heimat verlieren, ohne ihren Wohnort verlassen zu haben. Das heißt: Um etwas als Heimat bewerten zu können, brauche man die Erfahrung von Nicht-Heimat. Gemeindepädagogisch übersetzt könnte man sagen: Kirche kann nur dann zur Heimat werden, wenn sie sich nicht abschottet, sondern von vornherein im Blick hat, dass Menschen die Erfahrungen, die sie hier machen, ins Verhältnis setzen können zu Erfahrungen, die sie woanders machen.

<sup>9</sup> M. SEIFERT, Art. Heimat (Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa [Stand 2.9.2016], 2016, unter: <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/p42287>) (abgerufen am 17.1.2020).

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Ebd.

*1.2. Zur prozessbezogenen Dimension:  
Beheimatung als ergebnisoffener Prozess*

Heimat ist

»kein objektiver Tatbestand. Vielmehr läßt mich eine Fülle von Empfindungen mit einem Ort, einer Landschaft heimatlich verbunden sein, weil ich in ihr [...] mitmenschliche Erfahrungen gemacht habe, die mein Leben bestimmt – und waren es gute Erfahrungen oder wenigstens überwiegend befriedigende –, es glücklich bestimmt haben«<sup>12</sup>.

Heimat ist also nicht einfach da, sondern hat mit Prozessen in Form von Gestaltung und Aneignung zu tun. Es gibt Menschen, die mir eine Heimat bieten beziehungsweise mir etwas zur Heimat werden lassen (wollen) und: Ich lasse mich darauf ein, fühle mich dort zu Hause, empfinde also selbst etwas als Heimat. Genau das meint Beheimatung. Sie ist ein Prozess, der doppelt zu denken ist: als ein Gestaltungs- und als ein Aneignungsgeschehen. Beheimatung ist so gesehen ein dynamischer Prozess aktiver Gestaltung, der mit Orten, Interaktionen und Prägungen zu tun hat. Er kann bei dem einen gelingen und bei der anderen kläglich scheitern, weil es im ersten Fall zu Resonanzen kommt und im zweiten nicht. Insofern handelt es sich bei der Beheimatung um Prozesse, die einen langen Atem brauchen und zudem ergebnisoffen sind. Beheimatungen können scheitern und sie können sich verändern. Was mir als Kind zur Heimat geworden ist, muss es nicht ein Leben lang bleiben. Heimat beinhaltet immer auch das Fremdeln mit ihr. Gemeindepädagogisch betrachtet ist das sehr grundlegend: Wer Heimat bieten will, muss Distanzierungen von vornherein mitdenken. Heimat kann nur in der Veränderung Heimat bleiben. Sie ist nicht einfach da, sondern muss immer wieder neu hergestellt werden.

*1.3. Zur sozialisationsbezogenen Dimension:  
Beheimatung als Sozialisationsgeschehen*

Besonders nachhaltig sind Beheimatungsprozesse in der frühen Sozialisation eines Menschen, in der Charakter, Mentalität, Einstellungen, Weltauffassungen und Identität primär gebildet werden. Insofern verwundert es nicht, dass im allgemeinen Sprachgebrauch Heimat auf den Ort angewendet wird, in den ein Mensch hineingeboren wird. In dieser Perspektive gilt Heimat als etwas, was man aus der Rückschau wahrnimmt, mit allen dazugehörigen Tendenzen der

---

<sup>12</sup> A. MITSCHERLICH, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, hier zitiert nach [https://www.gjw.de/fileadmin/edition\\_gjw/dokumente/0200\\_GJW-global\\_Heimatgeber-Challenge\\_01.pdf](https://www.gjw.de/fileadmin/edition_gjw/dokumente/0200_GJW-global_Heimatgeber-Challenge_01.pdf) (abgerufen am 26.4.2021).

Idealisierung, aber auch der Fremdheit und des Nie wieder Erreichens. Heimat wird damit auch zum Ausdruck unerfüllter Hoffnung, – mit Bloch gesprochen – zu etwas, »das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war«<sup>13</sup>. Heimat hängt mit geografischer und familiärer Herkunft zusammen und geht doch darüber hinaus. Heimat ist, »wo ein Mensch sich einrichtet, seine Gesch[ichte] und Erfahrungen verortet«<sup>14</sup>.

Vermutlich liegt gerade in der Verknüpfung von Beheimatung und primärer Sozialisation ein wesentlicher Grund für die Attraktivität des Beheimatungsgedankens in der Kirche. Denn Kirchlichkeit wird in Deutschland primär über die familiäre Sozialisation weitergegeben in der Perspektive der Gewöhnung, des Hineinwachsens und des (irgendwie) Dazugehörens. Kirchlichkeit war in Deutschland über eine lange Zeit hinweg fast ausschließlich dem Sozialisationsparadigma verpflichtet und ist es auch heute zum größten Teil noch.<sup>15</sup> Nach wie vor stellt die primäre Sozialisation für die Kirchen den zuverlässigsten Weg zur Kirchenmitgliedschaft dar. Auf dieser Linie könnte »Beheimatung« geradezu als gemeindepädagogische Übersetzung dieses grundlegenden Paradigmas gelten. Heranwachsende und deren Familien werden an kirchliche Interaktionen, Räume und Ausdrucksformen herangeführt und so darin verwoben, dass diese dann als Teil des Eigenen verstanden werden.

Besonders gut funktioniert ein solches Vorgehen in einer mehrheitlich vom Christentum geprägten Gesellschaft, in der mit dem Rückenwind des Unhinterfragten gemeindepädagogisch vertiefende oder verstärkende Impulse gesetzt werden. Aber auch in einer Gesellschaft, die sich bewusst gegen das Christentum stellt, spricht einiges für Beheimatung. Hier wird eine Gegenwelt zum sonst Üblichen aufgebaut, in die man sich zurückziehen kann. Beide Modelle leben von einer besonderen Aufmerksamkeit dem Christlichen gegenüber, im ersten Fall in der Wertschätzung, im zweiten in der Ablehnung. Beide Modelle leben auch vom Homogenitätsgedanken. Die Einflüsse auf Heranwachsende sollen möglichst gleichförmig sein, damit sie in der ihnen vorgegebenen Position nicht verunsichert oder erschüttert werden.

Was aber ist, wenn eine Gesellschaft sich plural formiert, wenn also Pluralität von Kindesbeinen an zur lebensweltlichen Grunderfahrung gehört? Was ist, wenn dabei das Christentum lediglich als eine Möglichkeit im Raum steht,

<sup>13</sup> E. BLOCH, *Das Prinzip Hoffnung*, 1977, 1628.

<sup>14</sup> I. SCHOBERT, *Art. Heimat 1. Sozialgeschichtlich, soziologisch sozioethisch* (RGG<sup>4</sup> 3, 2000, 1593f), 1593.

<sup>15</sup> Vgl. M. DOMSGEN, *Kommentar: Die kirchliche Form der Kommunikation des Evangeliums als voraussetzungsreiche Kommunikationsform* (in: H. BEDFORD-STROEM / V. JUNG [Hg.], *Verneuerte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung, Die fünfte Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*, 2015, 171–175), 174.

von der man vielleicht noch nicht einmal weiß, dass sie als ernsthafte Option für einen infrage kommen könnte? Kann es dann um Beheimatung gehen? Wahrscheinlich nicht oder doch zumindest irgendwie anders, irgendwie dynamischer. Es wäre dann eher eine Beheimatung im Modus des Ausprobierens und des Testens, nicht im Modus des Bewahrens und Festhaltens von Vorgegebenem. Gemeindepädagogisch stellen sich hier mindestens zwei Fragen. Zum einen: Wen haben wir eigentlich im Blick, wenn wir von Beheimatung sprechen? Diejenigen, die schon im Fahrwasser des Glaubens unterwegs sind oder diejenigen, für die Kirche und Glaube so fern sind, dass sie es noch nicht einmal als mögliche Option in Betracht ziehen? Zum anderen: Wer gibt eigentlich die Richtung vor? Oder anders formuliert: Wer bestimmt eigentlich, was bei Beheimatung zu beachten ist?

*1.4. Zur generationenbezogenen Dimension:  
Beheimatung als in jeder Generation neu zu bewältigende Aufgabe*

Es gehört zu den bisweilen schmerzhaften Erkenntnissen von Menschen, dass sich Erfahrungen nicht vererben lassen. Was für die ältere Generation wichtig geworden ist, wird es nicht automatisch für die jüngere. Nun kann man zwar einiges dafür zu tun versuchen, aber letztlich kommt es kaum zu einer Übertragung im Sinne des Identischen. Die Gründe dafür sind vielfältig. Soziologisch gesehen hat Karl Mannheim etwas ganz Wesentliches dafür erkannt. Von ihm stammt der Vorschlag, Generationen nicht einfach nur als Menschen zu sehen, die im selben Jahr beziehungsweise Jahrzehnt geboren wurden, sondern vielmehr als Gemeinschaften, die über gemeinsame Erlebnisse einen Zusammenhang ausbilden.<sup>16</sup> Was sie verbindet, ist die Teilnahme an bestimmten historischen Abschnitten mit spezifischen Erfahrungen und Erlebnisfeldern. Hier bildet sich ein gemeinsames Band zwischen dem Einzelnen und dem Kollektiv, das sich in einem bestimmten Bewusstsein äußert. Auf diese Weise lassen sich generationenspezifische Erfahrungen ausmachen, die mit bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungsphasen zusammenhängen. So ist es ein großer Unterschied, ob jemand vor oder nach der friedlichen Revolution geboren wurde und wie lange das jeweils her ist, weil sich in den jeweiligen historischen Abschnitten ganz unterschiedliche Sichtweisen auf die Welt und das Leben verdichten. Während Erstere viel aus dem Leben in der DDR oder noch davor im Nationalsozialismus herleiten, stellt das für Letztere höchstens noch eine mittelbare Bezugsgröße dar. Die Beheimatungsfrage ist von alledem nicht ausgenommen.

---

<sup>16</sup> Vgl. K. MANNHEIM, Das Problem der Generationen (1928; in: DERS., Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, hg. von K. H. WOLFF, 2<sup>1970</sup>, 509–565).

Einerseits wird sie in jeder Generation wohl neu bestimmt und beantwortet, zumindest neu justiert und ausgerichtet. Andererseits stellt sich die Frage nach der Deutungshoheit. Wer bestimmt eigentlich, was Beheimatung ist, mit welchen Mitteln sie erreicht und wann sie gelungen ist?

*1.5. Zur machtbezogenen Dimension:  
Beheimatung als institutionelle Vorgabe*

Wenn man die gerade gestellte Frage mit Blick auf die eingangs genannten Stellenausschreibungen zu beantworten sucht, ist die Sache klar. Die Arbeitgeberin, also in diesen Fällen die sächsische Landeskirche, prägt und bestimmt den Beheimatungsgedanken. Sie ist die Dienstherrin und legt fest, was gemacht werden soll und was nicht. Das ist an sich erst einmal völlig in Ordnung. Vor dem Hintergrund des bereits Bedachten ergeben sich jedoch einige Fragen. Warum reicht es nicht, schlichtweg die Aufgaben zu beschreiben? Also, im Duktus der Stellenausschreibungen formuliert, eine »lebendige Arbeit mit Kindern in unseren Gemeinden« zu fordern oder zu verlangen, dass »Kinder im Glauben und der Kirche« begleitet werden? Was machen Gemeindepädagog\*innen anderes, wenn sie nicht nur lebendig mit Kindern in der Gemeinde arbeiten, sie im Glauben und der Kirche begleiten, sondern sie auch beheimaten? Welche Funktion hat der Beheimatungsbegriff? Wer so zugespitzt fragt, findet schnell die Antwort. Es geht dabei zu einem großen Teil um die Fortsetzung der Sozialgestalt in Form der (sächsischen) Landeskirche. Das ist alles andere als verwerflich. Im Gegenteil: Es ist vollauf verständlich. Eine Frage wäre allerdings, ob die gemeindepädagogischen Arbeitsfelder dafür wirklich geeignet sind.

Interessant ist hier ein kurzer Blick auf den Religionsunterricht. Dort hat vor allem in den katholischen kirchenamtlichen Stellungnahmen der Beheimatungsbegriff lange eine prominente Rolle gespielt.<sup>17</sup> Mit Blick auf die »Zukunft des konfessionellen Religionsunterrichts«<sup>18</sup> ist man inzwischen deutlich zu-

---

<sup>17</sup> So heißt es in der Verlautbarung der Deutschen Bischofskonferenz »Die bildende Kraft des Religionsunterrichts«, dass für dessen konfessionelle Prägung (vor allem an der Grundschule) »– entgegen mancher Behauptungen – beim Kind die Beheimatung im konkreten Glauben einer erfahrbaren Gemeinschaft nicht preisgegeben werden« darf (Die bildende Kraft des Religionsunterrichts. Zur Konfessionalität des katholischen Religionsunterrichts, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, [1996] 2009, 76, zitiert nach: <https://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/veroeffentlichungen/deutsche-bischoefe/DB56-5.%20Auflage.pdf> [abgerufen am 18.1.2020]).

<sup>18</sup> Die Zukunft des konfessionellen Religionsunterrichts. Empfehlungen für die Kooperation des katholischen mit dem evangelischen Religionsunterricht, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, 2016, abrufbar unter: <https://www.uni-regens>

rückhaltender geworden und benutzt den Beheimatungsbegriff nicht mehr. Dahinter steht nicht nur die Einsicht in die Notwendigkeit einer (zumindest regionalen) konfessionellen Kooperation, sondern auch das Wissen um die Begrenztheit (religions)pädagogischer Möglichkeiten. Schule ist nicht der Ort der Beheimatung. Aber dann wenigstens die Gemeinde? Es ist nicht abwegig, beides, also die schulbezogene und die gemeindebezogene Arbeit, zusammen zu sehen. In der Ausrichtung auf Beheimatung steckt auch eine Tendenz zur Unterscheidung von Schule. Wenn schon die Schule nicht mehr prägen kann, dann soll es wenigstens die Gemeinde tun. Hier wiederum haben meistens diejenigen das Sagen, die einer kirchlichen Sozialisationslogik folgen. Deswegen wird der Blick vor allem auf diejenigen Familien gerichtet, die in diesem Sinne erziehen. Bei ihnen ist es nämlich am wahrscheinlichsten, dass Beheimatung gelingt. Was aber ist mit der großen Mehrheit derer, die nicht religiös sozialisiert wurden und dementsprechend auch ihre Kinder nicht religiös erziehen?

*1.6. Zur kontextbezogenen Dimension:  
Beheimatung als gesellschaftlich geprägter Prozess*

Wen haben wir eigentlich im Blick, wenn wir von Beheimatung als Vertrautmachen mit Kirche in ihrer momentan vorherrschenden Sozialgestalt sprechen? Um das zu beantworten, kann ein Blick auf den ostdeutschen Kontext und seine jüngere Geschichte hilfreich sein. Kirchlichkeit war in der DDR eher Ausdruck einer kritischen oder doch zumindest nicht unbedingt konformen Einstellung zum Staat. Das hat sich mit der Wiedervereinigung geändert. Kirchlichkeit wird zwar nicht staatlich forciert, aber doch geachtet und anerkannt. Das unterscheidet die heutige Zeit deutlich von der früheren und führt in Verbindung mit soziokulturellen Entwertungserfahrungen Ostdeutscher in ein gewisses Dilemma.

Denn mit der Wiedervereinigung kam es zu Entwertungs- und Unterlegenheitserfahrungen vieler Ostdeutscher. »Das Selbstverständliche, so empfanden es viele, war immer nur der Westen.«<sup>19</sup> Zur Kirche zu gehören, ist eher Teil des nun Selbstverständlichen, zumindest für die Mehrheit der Ostdeutschen kein Merkmal der Ost-Identität. In der Unterlegenheitserfahrung (»Bürger zweiter Klasse«) und kulturellen Umwertungen, bei der »tradierten Mustern der ost-

---

burg.de/theologie/religionspaedagogik-didaktik/medien/dateien/dbk-zukunft\_des\_konfessionellen\_ru\_2016\_.pdf (abgerufen am 18.1.2020).

<sup>19</sup> S. MAU, Lütten Klein. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft, 2019, 208.

deutschen Lebensführung und Soziokultur Anerkennung entzogen«<sup>20</sup> wurde, gerät die Kirchenmitgliedschaft gleichsam mit unter die Räder.

Abstand zur Kirche (Konfessionslosigkeit) gehört für viele zum Identitätskern als Ostdeutsche, den man inmitten der massiven gesellschaftlichen und lebensgeschichtlichen Veränderungen nicht auch noch preisgeben kann. Eine Beheimatung in vorfindlichen kirchlichen Strukturen würde jedoch genau damit einhergehen. Zumindest gerät man hier leicht in Spannungen. »Ich bin nicht so erzogen worden«, wird deshalb oft gesagt, wenn man mit kirchlichen Angeboten oder damit in Verbindung zu bringenden Themen konfrontiert wird. Der Schritt scheint einfach zu groß, als dass man sich darauf einlassen könnte.

Mit Blick auf die Beheimatungsthematik ist deshalb zu fragen, welche Kontexte damit anvisiert werden. Es spricht viel dafür, dass damit eher im kleinen Feld der zur Kirche Dazugehörenden und mit ihr Sympathisierenden operiert und damit die Mehrheit der Ostdeutschen eher ausgeschlossen wird. Auf alle Fälle ist Beheimatung ein höchst voraussetzungsreiches Ziel, wenn man es so versteht, dass Menschen in vorfindlichen kirchlichen Strukturen heimisch werden. Etwas anders stellt es sich dar, wenn man den Akzent etwas anders setzt und damit ausdrücken will, anderen Menschen eine Heimat zu bieten. Aber inwiefern ist das überhaupt sinnvoll? Darüber soll im Folgenden nachgedacht werden, indem die Thematik biblisch-theologisch und kirchentheoretisch reflektiert wird.

## 2. Beheimatung – theologische Einsatzpunkte

Beheimatung selbst ist kein biblischer Begriff und spielt im theologischen Diskurs keine prominente Rolle. Gleichwohl lassen sich von ihm ausgehend wichtige theologische Einsatzpunkte markieren, die auch gemeindepädagogisch von Bedeutung sind. Dabei beginne ich mit biblisch-theologischen Erkundungen, die dann kirchentheoretisch weitergeführt werden sollen.

### 2.1. Wahrnehmung und Relativierung – biblisch-theologische Aspekte

Auch wenn der Heimatbegriff im heutigen Sinn keine direkte Übersetzung in biblischen Begriffen findet, ist von den Dimensionen, die sich damit verbinden, durchaus in zentralen Narrativen die Rede. Da wird von Abraham erzählt, der sein Land verlassen soll, um in ein unbekanntes Land zu gehen (Gen 12). Das impliziert den Abschied von Verwandtschaft und Vaterhaus. Abraham soll also

<sup>20</sup> AaO 209.

»den Ort seiner Identität und die Sicherheit, die durch verwandtschaftliche Verhältnisse gegeben ist, verlassen – nicht aufgeben«<sup>21</sup>. Die Nachkommenschaft wird schließlich nach Ägypten in die Fremde geführt. Gott befreit sein Volk aus der Sklaverei und verheißt ihm wie schon den Erzeltern das Land Kanaan als ihre Heimat. Zur Heimat wird es ihnen nicht nur, indem sie dort wohnen, sondern indem sie die Gesetze halten, die Gott ihnen gibt. Nur so können Ruhe und Frieden einkehren (1 Kön 8,56f).

Allerdings kehren sich Obrigkeit und Volk immer wieder von Gott ab, so dass am Ende Land und Tempel verloren gehen. Die Babylonier zerstören den Tempel und Israel wird ins Exil geführt. Ps 137 spiegelt wider, wie stark das Heimweh dabei war. Zion steht nicht nur für Jerusalem als Hauptstadt des Königreichs, sondern vor allem für den Wohnort Gottes (vgl. Ps 48). »Zion ist der Symbolort für die Beziehung des Volkes Israel zu seinem Gott«<sup>22</sup>, der auch Völkergrenzen überwindet, so dass es Heimat der Völker werden kann (Ps 87).

Der traditionelle Wunsch »Nächstes Jahr in Jerusalem« am Schluss des Sederabends und des Versöhnungstags verweist auf den Sehnsuchtsort, an dem die Beziehung Gottes zu seinem Volk verwirklicht wird. Eine Beheimatung hat mit Beziehungen zu tun, der Beziehung zu Gott, aber auch der Beziehung zu anderen Menschen, die dadurch neu geordnet und bewertet werden. Zugleich braucht sie einen Sehnsuchtsmoment, einen Punkt, auf den sie ausgerichtet ist.

Diese Linie lässt sich auch im Neuen Testament nach- und weiterzeichnen. Christus versöhnt die Beziehungen zwischen Fremden- und Einheimischen (Eph 2,13) und ordnet die Kategorien neu zu: Da ist nicht mehr Jude noch Grieche, nicht Sklave und Feier, nicht Mann und Frau (Gal 3,28). Die Gottesbeziehung ist vorrangig und relativiert irdische Einbindungen, indem sie als diese im Gegenüber zu Gott vorläufig einstuft. Damit erhält auch der für unser Thema so wichtige Aspekt der Herkunft eine neue Bedeutung. Er spielt eine wichtige Rolle, so dass man sich ihm unverkrampft zuwenden kann, erfährt aber zugleich eine Neuausrichtung.

Heimat und Herkunft sind wichtig. Sie stellen aber keinen Letztwert dar und werden (deshalb auch) in ihrer Brüchigkeit wahrgenommen als »Hütte, die abgebrochen wird« (2Kor 5,1). Zugleich wird der Blick auf das Haus gerichtet »nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel« (2Kor 5,1). Das betrifft übrigens nicht nur unsere geografische und familiäre Herkunft, sondern gilt auch für christliche Vergemeinschaftungen und dafür relevante Orte. »Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir« (Hebr 13,14).

---

<sup>21</sup> T. M. STEINER, Was ist Heimat? Alttestamentliche Anmerkungen zur Caritas Jahreskampagne 2017, abrufbar unter: <https://www.dei-verbund.de/was-ist-heimat/> (abgerufen am 26.4.2021). Auch im Folgenden nehme ich seinen Gedankengang auf.

<sup>22</sup> Ebd.

Mit Blick auf Phil 3,20 ist daran zu erinnern, dass Luther hier in seiner Übersetzung von πολιτεύω auf »Heimat« zurückgreift und auf diese Weise der eschatologischen Dimensionierung des Heimatbegriffs frömmigkeitsgeschichtlich eine besondere Wirkungsgeschichte eröffnet. Mit der Sehnsucht nach Heimat korrespondiert die Sehnsucht nach dem Himmel. Heimat wird damit religiös konnotiert.

Biblich gesehen gibt es eine Beheimatung nur in der Spannung des »schon jetzt« und des »noch nicht«. Angeboten wird eine Heimat zwischen den Welten, eine, die um ihre Vorläufigkeit weiß, ohne sich damit der Welt entziehen zu wollen. Vielmehr geht es um die neue Einordnung im Blick auf das von Gott Verheißene.

Damit ergibt sich ein Brückenschlag zur Gestalt und Gestaltung von Kirche. Insofern ist nun zu fragen, was sich für das Kirche-Sein oder besser für das Kirche-Gestalten heute lernen lässt.

## 2.2. Kommunikation und Assistenz – kirchentheoretische Aspekte

Nicht zufällig haben die ersten Christinnen und Christen von einem neuen Weg gesprochen (vgl. Apg 19,23), auf dem sie jetzt sind. Christsein bedeutet nicht die Übernahme von feststehenden Glaubenssätzen, sondern das Einschlagen eines Weges, der einerseits eine erkennbare Grundrichtung aufweist, andererseits aber dabei auch immer wieder neu auszurichten ist.

Grundlegend dafür ist die Orientierung am und die Auseinandersetzung mit dem christlichen Grundimpuls, also mit dem Geschehen, das durch Jesus angestoßen wurde. In alledem geht es um »Gemeinschaftsbildung um die Person Jesu herum«<sup>23</sup>. In der Gemeinschaft soll immer wieder neu an die Präsenz Gottes erinnert werden. Zugleich geht es darum, diese Gemeinschaft im Feiern jeweils neu hervorzurufen.<sup>24</sup> Kirche ist *Ekklesia*, also eine Gemeinschaft, die von Gott hervorgerufen wird. Sie hat den Auftrag, die Gemeinschaftserfahrungen mit Jesus »dadurch fortzusetzen, dass diese verkündigend, taufend und bildend weitergetragen [werden; M. D.] (Mt 28)«<sup>25</sup>.

Dabei ist nach evangelischem Verständnis Kirche keine »Heilsanstalt im substanziellen Sinn«<sup>26</sup>. Sie kann und braucht nicht mit Diskurs- und Deutungs-

<sup>23</sup> TH. SCHLAG, Kirche und Gemeinde (in: M. ROTHGANGEL/H. SIMOJOKI/U. H. J. KÖRTNER [Hg.], Theologische Schlüsselbegriffe. Subjektorientiert – biblisch – systematisch – didaktisch, \*2019, 243–255), 246.

<sup>24</sup> Vgl. aaO 247.

<sup>25</sup> AaO 246.

<sup>26</sup> AaO 248.

hoheit aufzutreten. Vielmehr geht es darum, als »partizipierende, hörende und handelnde Gemeinde«<sup>27</sup> Menschen in die Gemeinschaftserfahrungen mit Jesus zu bringen beziehungsweise sie darin zu bestärken. Kirche »als lebendige Auslegung des Wortes Gottes und Ort der Kommunikation des Evangeliums« zeichnet sich durch »permanente Reformbereitschaft und die Fähigkeit zur immer wieder neuen Selbstkritik und Kritik aus«.<sup>28</sup> Nur so kann sie den damit verbundenen »Anspruch auf Lebensrelevanz«<sup>29</sup> öffentlich plausibel machen.

Christliches Leben ist einerseits nicht als Befolgung feststehender Regeln oder als bloße Übernahme bestimmter Vorstellungen zu verstehen, verliert sich aber andererseits auch nicht in völliger Beliebigkeit. Vielmehr gilt es, die Dialektik von Gestalt und Gestaltung wahrzunehmen. Wer sich auf den christlichen Weg (vgl. Apg 19,23) begibt, tritt in einem vorgegebenen, überindividuell-sozialen Praxiszusammenhang ein. Wir beginnen nicht bei Null. Man könnte hier von einer »sedimentierte[n] Vorgängigkeit des Praxisrahmens« sprechen, der einen »Möglichkeitsraum« aufspannt, »dessen je individuelle Ausgestaltung« er nicht nur freisetzt, sondern zugleich fordert.<sup>30</sup> Der für die Kommunikation des Evangeliums unverzichtbare Grundimpuls wurde mit dem »Auftreten, Wirken und Geschick Jesu von Nazareth«<sup>31</sup> gegeben. Jesus versuchte in unterschiedlichen, aber miteinander zusammenhängenden Kommunikationen, »die Wirklichkeit auf das Wirken Gottes hin durchsichtig zu machen«<sup>32</sup>. Es geht hier nicht nur um Innerlichkeit, sondern um eine soziale Praxis.

Inhaltlich ist sie von der Botschaft der anbrechenden Gottesherrschaft bestimmt, die Jesus in drei Modi kommunizierte. Mit Christian Grethlein lassen sie sich als *Lehren und Lernen* (vor allem im Erzählen von Gleichnissen und Parabeln), als *gemeinschaftliches Feiern* (in Form von Mahlgemeinschaften) und als *Helfen zum Leben* (durch Wunderheilungen als Befreiungsgeschehen auf die Gottesherrschaft hin) bezeichnen.<sup>33</sup> Entscheidend dabei ist, dass diese drei Modi *zwar unterschieden, aber nicht getrennt werden dürfen*, und dass es sich hierbei *nicht um exklusiv christliche Kommunikationsmodi* handelt. Vielmehr sind es ohnehin weithin vorhandene Kommunikationen, die nun in einer be-

---

<sup>27</sup> Ebd.

<sup>28</sup> Ebd.

<sup>29</sup> AaO 249.

<sup>30</sup> So Martin Laube mit Blick auf die Lebensform Ehe. Vgl. M. LAUBE, Die Ehe als evangelisch gedeutete Lebensform. Institution oder intime Beziehung? (in: epd/D 06/2019, 43–50), 48.

<sup>31</sup> CH. GRETHLEIN, Christsein als Lebensform. Eine Studie zur Grundlegung der Praktischen Theologie, 2018, 23.

<sup>32</sup> AaO 24.

<sup>33</sup> Vgl. CH. GRETHLEIN, Praktische Theologie, <sup>2</sup>2016, 166–169 (unter Verweis auf J. BECKER, Jesus von Nazaret, 1996, 176–233).

stimmten Weise profiliert werden. Menschen lernen, feiern und helfen auch sonst. Hier aber wird es speziell profiliert. Und diese Profilierung bei der Kommunikation des Evangeliums ergibt sich aus dem »Kontakt zu Gott«<sup>34</sup>, der unterschiedlich hergestellt wird. Beim Lehren und Lernen steht die »Kommunikation über Gott im Mittelpunkt«, beim »gemeinschaftlichen Feiern die Kommunikation mit Gott« und »beim Helfen zum Leben die von Gott kommende Kraft«.<sup>35</sup>

Evangelium zu kommunizieren und Kirche zu gestalten heißt also, den christlichen Grundimpuls dahingehend aufzunehmen, dass auf der Linie der Kommunikationsmodi Formen beziehungsweise Spielarten entwickelt werden, die situativ und kontextuell profiliert sind. Dabei geht es immer auch um Akzentsetzungen, nie um bloße Wiederholungen. Es geht um Möglichkeitsräume der Begegnung mit Gott. Sie können für Menschen zur Heimat werden. Das aber ist kein Selbstzweck, sondern steht ganz im Dienst der Kommunikation des Evangeliums. Zentral ist die Gottesbeziehung und damit einhergehend die Gestaltung des Lebens. Kirche kann dann zur Heimat werden, wenn das, was darin und damit geschieht, für den Einzelnen Bedeutung erlangt und damit letztlich über sich hinausweist. »Haben als hätten wir nicht« – so beschreibt Paulus im Korintherbrief (1Kor 7,29–31) die Grundhaltung der Glaubenden in der Welt. Die Kirche ist davon nicht ausgenommen. Sie kann – und hoffentlich tut sie es auch – in ihrem Tun und Lassen beim Lernen, Feiern und Helfen Gottes Nähe aufscheinen lassen. Das aber ist nicht mehr (aber auch nicht weniger) als ein Abglanz dessen, was Menschen erwartet, wenn Gottes Menschenfreundlichkeit (vgl. Titus 3,4) ungebrochen zum Zuge kommt.

Was bedeutet das für die Gestaltung kirchlicher Arbeit heute? Welche gemeindepädagogischen Konsequenzen ergeben sich aus dem bisher Gedachten? Diesen Fragen soll im Folgenden nachgegangen werden.

### *3. Beheimatung in gemeindepädagogischer Profilierung – Konkretisierungen*

Mit der Beheimatung ist das so eine Sache. Je nachdem von welcher Seite man darauf schaut, zeigen sich unterschiedliche Akzentsetzungen. Auch theologisch ergibt sich ein dynamischer Befund, insofern die mit diesem Begriff verbundenen unterschiedlichen Aspekte wahrzunehmen sind. Zugleich jedoch wird eine neue Richtung eingeschlagen. Denn Beheimatung wird in einen größeren Zusammenhang hineingestellt, der unmittelbares Erleben und Handeln übersteigt.

<sup>34</sup> GRETHEIN, *Praktische Theologie* (s. Anm. 33), 508.

<sup>35</sup> Ebd.

### 3.1. Beheimatung zwischen Utopie und Ideologie<sup>36</sup>

Von Beheimatung kann gemeindepädagogisch nur in gebrochener Weise gesprochen werden. Zum einen müssen wir, wenn wir diesen Begriff in Anspruch nehmen, immer gleich präzisieren, was wir eigentlich damit meinen. Geht es um die Anbindung an die Ortsgemeinde oder eine größere Einheit, beispielsweise die Sächsische Landeskirche? Oder sollen Menschen in der weltweiten Christenheit beheimatet werden? Zum anderen werden wir mit der Rede von der Beheimatung theologisch an sehr grundlegende Dinge erinnert: an die Vorläufigkeit unseres Lebens, an dessen Unverfügbarkeit, an den Geschenkcharakter des Lebens und Glaubens und damit verbunden an die Vorläufigkeit all dessen, was wir hier leben und glauben können.

Gerade an dieser Stelle ergibt sich ein interessanter Bezug zum Heimatbegriff. Bei Bernhard Schlink kann man lesen:

»So sehr Heimat auf Orte bezogen ist, Geburts- und Kindheitsorte, Orte des Glücks, Orte, an denen man lebt, wohnt arbeitet, Familie und Freunde hat – letztlich hat sie weder einen Ort noch ist sie einer. Heimat ist ein Nichtort, οὐ τόπος Heimat ist Utopie.«<sup>37</sup>

Heimat ist also auf etwas Vorfindliches bezogen, geht aber nicht darin auf. Vielmehr drückt sich darin eine Sehnsucht nach »mehr« aus. Das mit Heimat verbundene Gefühl »nährt sich« gewissermaßen »aus Fehlendem, aus dem, was nicht mehr oder auch noch nicht ist.«<sup>38</sup> Ich sehe mehr in den Dingen als unmittelbar vor Augen steht.

Erinnerungen wie Sehnsüchte machen Orte zur Heimat.

»Dank der Erinnerungen bewahrt die langweiligste Provinz- und die hässlichste Industriestadt, in der wir aufgewachsen sind, etwas vom Glück der ersten Schritte an der Hand der Eltern, von dem guten Gefühl nach dem Fußballspiel mit Freunden, von der wohligen Trägheit der Sommertage im Schwimmbad und vom Zauber des ersten Kusses.«<sup>39</sup>

Der Heimatbegriff hat eine verklärende Schlagseite. Wenn etwas für mich zur Heimat geworden ist, dann sehe ich etwas in Orten, Praktiken und Beziehungen, was andere so nicht unbedingt sehen. Das ist für sich genommen auch kein Problem, solange ich mir der Konstruktionen bewusst bin, die ich dabei vornehme. Solange ich nachvollziehen kann, dass sich für andere, die diesen utopisch-verklärenden Überschuss nicht in sich tragen, die Dinge völlig anders

---

<sup>36</sup> Ich nehme hier eine Formulierung von Tobias Braune-Krickau auf: T. BRAUNE-KRICKAU, Zwischen Utopie und Ideologie. Über die politische Dimension von Heimat angesichts rechtspopulistischer Strömungen (PrTh 53/4, 2018, 228–233), 232.

<sup>37</sup> B. SCHLINK, Heimat als Utopie, 2017, 32.

<sup>38</sup> Ebd.

<sup>39</sup> Ebd.

darstellen. Wenn das allerdings nicht der Fall ist, bekommt die Rede von Heimat schnell eine ideologische Schlagseite. Dann soll eine bestimmte Gestalt von Heimat verlangt und durchgesetzt werden.

Mit Blick auf unser Thema heute lässt sich festhalten: Beheimatung als Prozess, in dem etwas zur Heimat wird, muss sich der damit verbundenen utopisch-verklärenden Tendenz bewusst sein. Wenn man sich dieses Begriffes bedienen will, geht das nur in einer aufgeklärten Weise. Im Beheimatungsbegriff treten Sehnsucht und Realität in ein bestimmtes Verhältnis. Das ist Fluch zu Segen zugleich. Zum Fluch kann es werden, wenn »eine bestimmte Gestalt von Heimat verlangt und durchgesetzt wird«, »wenn Phantasie und Realität aneinander festgezurr werden.«<sup>40</sup> Mit Bernhard Schlink formuliert: »Wenn Erinnerung und Sehnsucht nicht aushalten, bloß Erinnerung und Sehnsucht zu sein, sondern Ideologie werden müssen.«<sup>41</sup> Auch Kirche ist davon nicht frei und wenn das geschieht, wird es problematisch.

Zum Segen kann der Beheimatungsbegriff werden, wenn er sein utopisches Potenzial entfaltet, wenn er dazu anleitet, nicht im Vorfindlichen aufzugehen, sondern den Blick nach vorn zu richten und danach zu fragen, wie Kirche einen Vorgesmack auf das Himmlische geben kann.

In einer solchen Konturierung kann die Rede von der Beheimatung eröffnend wirken und dazu beitragen, Kontroversitäten auszuhalten, von denen gerade auch die Sächsische Landeskirche durchzogen und bisweilen auch durchgeschüttelt wird. Einerseits kann so nüchtern danach gefragt werden, in welcher Weise und für wen diese Kirche ein heimatliches Potenzial besitzt. Andererseits ist es möglich, neu nach unseren Sehnsuchtsbildern zu suchen, die wir von Kirche haben. In alledem wird deutlich, dass Beheimatung kein ausschließlich gemeindepädagogisches Ziel sein kann und sollte. Alle Haupt- und Ehrenamtlichen sind in diese Doppelbewegung des Suchens und Fragens im Horizont aufgeklärter Beheimatung einzubeziehen.

### 3.2. *Beheimatung als Inkulturation und Beherbergung*

Wer einen Blick in die Geschichte des Christentums wirft, sieht schnell, dass es »das Christentum in seiner Reinform«<sup>42</sup> nicht gibt. Vielmehr begegnet es immer in bestimmten kontextuellen Prägungen und situativ bestimmten Profilen. Vor

<sup>40</sup> AaO 36

<sup>41</sup> Ebd.

<sup>42</sup> A. KUHLA, Wenn die Welt der Kirche zur Heimat wird. Relevanzgewinnung durch Inkulturation (in: H. KESSLER/G. DOLYÉ [Hg.], Den Glauben denken, feiern und erproben. Erfolgreiche Wege der Gemeindepädagogik, 2010, 171–186), 172.

allem in missionswissenschaftlicher Perspektive lässt sich erkennen: Kirche kann nur dann Menschen beheimaten, wenn sie sich selbst im Leben der Menschen beheimatet.

Gut zur Sprache bringt das der Begriff der Inkulturation. Die Begegnung von Evangelium und Kultur ist »umfassend und ursprünglich«<sup>43</sup>, allgemein global und zieht sich durch die Zeiten hindurch. Evangelium gibt es nie in Reinkultur, sondern immer in einer kulturellen Fassung. Inkulturation ist deshalb ein Prozess, der niemals vollständig abgeschlossen ist, sondern immer wieder neu stattfinden muss. Dabei können »die Ergebnisse dieser Begegnung weder vorhergesagt noch im voraus irgendwelchen Einschränkungen unterworfen werden«<sup>44</sup>.

Für unsere Thematik heißt das: »Kirche kann der Welt nur Heimat sein, wenn sie sich selbst in ihr beheimatet.«<sup>45</sup> Dazu gehört auch die Neugier auf neu Entstehendes, auf Begegnungen mit Menschen, die Kirche gut finden, aber auch mit denjenigen, die nicht zur Stammklientel gehören, sich aber durchaus ansprechen lassen würden.

Sehr hilfreich, ja geradezu unverzichtbar, ist der Versuch, die innerkirchliche Situation von außen zu sehen. Sehr eindrücklich hat das Heinzpeter Hempelmann unternommen. Er spricht von einer »amorphen Subkultur«, die sich hier zeigt und

»die im Gegensatz zu ihrem universalen raumgreifenden Anspruch sehr spezieller Natur ist, sich eher durch kleinbürgerliche Normierungen, herkömmliche Verhaltensrituale, traditionelle ästhetische Urteile und Mittelstands-Lebensformen auszeichnet, die eher Männer und vor allem Frauen jenseits der Lebensmitte anzieht, für Jugendliche, abgesehen von evangelikal, neupietistischen und charismatischen Formen von Gemeindeorganisation aber weniger interessant zu sein scheint – wenn man mal von Kirchentagen absieht«.<sup>46</sup>

Nun kann man durchaus andere Schwerpunkte setzen als Hempelmann, aber von der Grundtendenz her wird man ihm recht geben müssen.

Wer nun von Beheimatung redet, muss nicht nur, aber eben auch in gemeindepädagogischer Perspektive zunächst einmal eine Bestandsaufnahme vornehmen. Wen erreichen wir? Was gelingt? Wo stoßen wir an Grenzen und wo schauen wir gar nicht erst hin? Dass die gemeindepädagogische Zielvorstellung der Beheimatung eine Schlagseite zu denjenigen hin hat, die der Kirche ohnehin am nächsten stehen und vorwiegend Teil bildungsaffiner bürgerlicher Milieus

---

<sup>43</sup> B. HOEDEMAEKER, Art. Inkulturation, IV. Missionswissenschaftlich (RGG<sup>4</sup> 4, 2001, 147–150), 147.

<sup>44</sup> Ebd.

<sup>45</sup> KUHLA (s. Anm. 42), 185.

<sup>46</sup> H. HEMPELMANN, »Was sind denn diese Kirchen noch ...?« Christlicher Wahrheitsanspruch vor den Provokationen der Postmoderne, 2006, 73.

sind, wird man dabei nicht so schnell entkräften können. Wer darüber hinaus auch anderen Heimat bieten will, nicht zuletzt denjenigen, die aufgrund ihrer Stellung am Rand der Gesellschaft nicht zur kirchlichen Stammklientel gehören, könnte mit dem Begriff der Beherbergung anfangen. Wer beherbergt, bietet anderen Unterkunft und bisweilen Verpflegung. Wer beherbergt, will, dass sich jemand wohl fühlt auf seiner Reise. Er will, dass dem Fremden etwas zur Heimat wird. Dabei hält er sie nicht auf, tut aber alles, damit Menschen gestärkt weiterreisen können.

In gemeindepädagogischer Wendung hat Karl Foitzik hier sehr eindrücklich das Bild von Gemeinde als »Karawanserei« gebraucht.<sup>47</sup> Er nimmt uns damit mit in die Welt der Reisenden im Orient, die mit ihrem Gepäck und den Tieren auf den Karawanenstraßen unterwegs waren und in solchen ummauerten Herbergen sicher nächtigen und sich mit Lebensmitteln versorgen konnten. Karawansereien waren Oasen, Orte des Auftankens, aber auch des Handels und des kommunikativen Austauschs. Hier hielt man sich nicht immer auf, sondern stärkte sich, um dann mit neuer Kraft weiterzuziehen. Auch Beherbergung ist im Lichte der Beheimatung zu sehen. So wie Karawansereien eine dienende Funktion haben, indem sie Menschen auf ihrer Reise unterstützen, so hat auch Kirche keinen Selbstzweck. Sie ist vielmehr ganz und gar auf ihre Funktion bezogen, Menschen in der Gestaltung ihrer Gottesbeziehung zu stärken und zu unterstützen. Das schließt konstitutiv auch diejenigen mit ein, die sich temporär in der Gemeinde aufhalten. Letztlich steht ja die gesamte gemeindepädagogische Arbeit unter dem Vorzeichen der Pilgerschaft, weil auch die hochverbundenen Kinder und Jugendlichen in aller Regel mit der Berufsausbildung oder dem Studium ihre Heimatorte verlassen. Nur die wenigsten von ihnen kehren irgendwann zurück. Nicht zuletzt damit werden die Gemeinden – eindrücklich wie schmerzlich zugleich – daran erinnert, dass auch sie in Bewegung sind.

### 3.3. Beheimatung als Aufbruch und Unterstützung

Biblich-theologisch kommt den Exoduserzählungen eine zentrale Bedeutung zu. Sie verdeutlichen auf eindrucksvolle Weise, wie der Glaube über das Vorfindliche hinausdenkt und auf diese Weise Menschen zum Aufbruch und Neuanfang motiviert. Diese Linie weiterziehend, sind auch Gemeinden als Erben der Exoduserfahrung in den Blick zu nehmen. Gemeinden können und sollen

<sup>47</sup> Vgl. K. FOITZIK/E. GOSSMANN, *Gemeinde 2000. Wenn Vielfalt Gestalt gewinnt. Prozesse, Provokationen, Prioritäten*, 1995, 103–111. Vgl. auch J. HENDRIKS, *Gemeinde als Herberge. Kirche im 21. Jahrhundert – eine konkrete Utopie*, 2001.

beheimaten. Sie müssen dabei aber immer wissen, dass sie »*Heimat im Übergang*«<sup>48</sup> sind. In dieser Perspektive hat Henning Schröer sehr eindrücklich darauf hingewiesen, dass Gemeinden nicht nur Orte »der Vertrautheit, sondern auch des Vertrauens«<sup>49</sup> sein sollen. Die Grundaufgabe besteht darin, dass »der Glaube zum Vertrauen«<sup>50</sup> findet. Das wiederum schließt unterschiedliche Schwerpunktsetzungen und Interpretationsmöglichkeiten konstitutiv mit ein.

Wenn der Soziologe Harald Wälzer sagt, Heimat sei für ihn »dort, wo es nicht egal ist, ob es mich gibt«<sup>51</sup>, dann drückt sich damit nicht nur die so wichtige Grunderfahrung aus, dass Menschen gesehen werden wollen. Aufs Engste damit verbunden ist es, ihnen einen Vertrauensvorschuss zu geben, der es ihnen ermöglicht, die ihnen gemäße Form des Zugangs zu Kirche und Glaube zu finden und zu gestalten.

Kirche hat eine Assistenzfunktion. Sie soll Menschen helfen, lebbare Formen des Glaubens zu finden, indem sie Gottes liebende und wirkende Nähe feiert, von ihr ausgehend Menschen zum Leben hilft und in der Auseinandersetzung damit Lernprozesse anregt, die Menschen zu neuen Sicht- und Verhaltensweisen anregen. In einer solchen Offenheit kann Gemeinde als »Raum zur Gewinnung von Identität und Zugehörigkeit (Beheimatung)«<sup>52</sup> wachsen.

Dabei ist völlig klar, dass Beheimatung nie nur den Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen aufgetragen werden kann. Die von ihnen verantworteten und gestalteten Handlungsfelder stellen lediglich einen Teil davon dar. Verdeutlichen kann man sich das an einer Differenzierung, die Michael Meyer Blanck unter dem Begriff der Gemeindebildung eingetragen hat. Dabei unterscheidet er zwischen der Bildung in der Gemeinde – dazu würden die gemeindepädagogischen Handlungsfelder zählen – und der Bildung durch die Gemeinde. Hier nimmt er all die Bildungsprozesse in den Blick, die durch die Partizipation an gemeindlicher Praxis zustande kommen. Schließlich nennt er die Bildung von Gemeinde und weitet damit die Wahrnehmungsperspektive. Denn Gemeinde ist überall da, »wo Glaube Gestalt findet in Gespräch, Aktion und Feier«, d. h. dort, »wo Glauben lebensbezogen dargestellt und mitgeteilt

---

<sup>48</sup> G. FERMOR/H. SCHRÖTER-WITTKÉ, Vertrauens-Bildung in evangelische Übergänglichkeit. Eine Einführung in Gemeindekultur und -medienpädagogik (in: BUBMANN/DOYÉ u. a. [s. Anm. 3], 209–230), 219.

<sup>49</sup> H. SCHRÖER, Gesichtspunkte für Vertrauensbildung in der Gemeindeleitung (in: R. STRUNK [Hg.], Schritte zum Vertrauen. Praktische Konsequenzen für den Gemeindeaufbau, 1989, 39–59), 55.

<sup>50</sup> Ebd.

<sup>51</sup> H. WELZER, Alles könnte anders sein. Eine Gesellschaftsutopie für freie Menschen, 2019, 201.

<sup>52</sup> M. STEINHÄUSER, Einleitung zum Teil A: Gemeinde (in: BUBMANN/DOYÉ u. a. [s. Anm. 3], 37f), 37.

wird«. <sup>53</sup> Diese Gestaltwerdung darf nicht auf den Lebens- und Lernraum der Kirchengemeinde enggeführt werden, sondern muss auch die Familie und öffentliche Einrichtungen, allen voran die Schule, im Blick haben.

Auf diese Weise bekommt auch der Beheimatungsbegriff eine Weite, die ihn gemeindepädagogisch anschlussfähig sein lässt und zugleich darüber hinausweist. Die Überwindung einer primären Zuschreibung von Beheimatung an die Gemeindepädagogik wirkt auch deshalb befreiend, weil sie nicht selten mit einer problematischen Funktionalisierung von Lernprozessen einhergeht und damit den Blick auf andere Handlungsfelder und Professionals verstellt.

Resümierend kann festgehalten werden: Beheimatung als Zielperspektive kann dann eröffnend sein, wenn der Diskurs dazu aus seiner gemeindepädagogischen Engführung befreit, auf alle Dimensionen gemeindlichen Handelns ausgeweitet und hinsichtlich seines kritisch regulativen Potenzials stark gemacht wird. In den Stellenausschreibungen, die eingangs vorgestellt wurden, ist davon noch zu wenig zu spüren.

### Summary

In the practice of Christian educational work there is a lot of talk about the term »Beheimatung« (a term with multiple meanings to describe the feeling of being at home or in the place where one belongs). However, it often remains unclear what is meant by this term. The article develops different dimensions of the term, reflects on its theological and concludes with suggesting a more substantial talk about »Beheimatung« as a goal of Christian education.

*Schlagworte:* Beheimatung, Gemeindepädagogik, Generation, Heimat, Kirche, Kontext, Macht, Sozialisation

Prof. Dr. Michael Domsgen

Professor für Evangelische Religionspädagogik

an der Theologischen Fakultät

der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Leiter der Forschungsstelle Religiöse Kommunikations- und Lernprozesse

orcid.org/0000-0002-8662-5575

---

<sup>53</sup> M. MEYER-BLANCK, *Gemeinde und Bildung. Die künftige Arbeit einer »qualifizierten Kirche« zwischen Gemeindepädagogik und Gemeindeaufbau* (GILern 10, 1995, 156–169), 158, zitiert nach CH. MULLA, *Gemeinde- und Kirchenbildung. Kirchenreformen und Gemeindeentwicklung als Lernprozesse* (in: BUBMANN/DOYÉ u. a. [s. Anm. 3], 175–202), 185.